

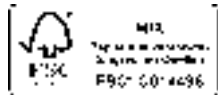
DREI
LITER
TOD

Juliane Uhl

DREI
LITER
TOD

MEIN LEBEN
IM KREMATORIUM

Kösel



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Classic 95 liefert Stora Enso, Finnland.

Copyright © 2015 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: Weiss Werkstatt München
Umschlagmotiv: © shutterstock/HelleM | BildNR. 23312035
Herstellung und Satz: Nadine Wagner, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37131-0

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem gesamten
lieferbaren Programm finden Sie unter
www.koesel.de

Inhalt

CHECK-IN MIT URNE

7

VOM ENDE HER GESEHEN

11

Sinn und Sein des Todes **12**

Ein schönes Ende **19**

VOM STERBEN

29

Sterben ist Leben – 14 Tage im Hospiz **30**

Sich den Tod holen – Sterbehilfe **48**

VOM TOTSEIN

63

Die letzten Dienste – Beim Bestatter **64**

Noch mal nützlich sein – Körperspenden **91**

Dem Tod auf der Spur – In der Rechtsmedizin **98**

Die Verwandlung – Im Krematorium **113**

Erde zu Erde – Über die Verwesung des Körpers **129**

VOM WEGSEIN

137

Der leere Park –

Zur Geschichte und Zukunft der Friedhöfe 138

Unbegrenzte Möglichkeiten –

Urnengräber und Diamanten 153

Das letzte Hemd hat Löcher –

Über den Tod und das Geld 165

Weniger Kultur ist unmöglich –

Ordnungsamtbestattungen 176

Gelebte Bestattungsriten – Kurioses aus aller Welt 180

»Wieso ist der jetzt in einem Blumentopf« –

Kinder und der Tod 186

Wenn du mal tot bist –

Eine traurig schöne Vision 194

VOM LEBEN

199

Tod und Gesellschaft –

Lasst uns füreinander sorgen! 200

Den Tod umarmen – Ein Plädoyer für das Leben 204

DER TOD UND ICH

209

Eine lebenslange Freundschaft 210

Wie ich dahin kam, wo ich heute bin 215

Dank 221

CHECK-IN
MIT
URNE

Als ich den Security-Bereich des regionalen Flughafens betrete, ist mir unwohl. Ich gehe zum letzten Schalter und bereite mich auf die Durchleuchtung vor. Ich lege mein Kofferchen in die große Plastikkiste, packe Handy und Laptop in die nächste, schlüpfe aus meinem Mantel und ziehe den Gürtel aus der Hose. In der Hoffnung, dass niemand mein Geheimnis entdeckt, bemühe ich mich, möglichst unauffällig zu sein. In meinem kleinen schwarzen Koffer habe ich eine Aschekapsel, ein Behältnis für die Reste eines toten Menschen. Heute befindet sich darin meine Wäsche, die ich hineinstopfen musste, um den Koffer schließen zu können. Ich hoffe, dass ich mein Gepäck nicht öffnen und den Inhalt erklären muss. Es ist natürlich nicht strafbar, die Kapsel zu befördern, aber ich fürchte, dass niemand mehr neben mir sitzen will, wenn ich die *Tante mit der Urne* bin. Ein morbides Jahr liegt hinter mir. Zwölf Monate, in denen ich den Tod besuchte, Bilder und Videos von Toten ansah und echte Leichen inspizierte. Ich komme unentdeckt durch die Schleuse und steige mit großer Vorfreude in das kleine Flugzeug ein, über das die Frau in der Reihe hinter mir sagt, dass es eines von denen ist, die immer abstürzen.

Als ich im Flugzeug sitze, zwei Reihen hinter dem Notausgang, denke ich darüber nach, welches Verhältnis ich eigentlich zu meinem eigenen Tod habe. Irgendwann wird er sowieso kommen und mich holen, vielleicht auch heute. Das Zubehör hätte ich ja schon dabei. Und wenn noch was von mir gefunden werden würde, nachdem das

Flugzeug auf einer bayerischen Landstraße zerschellt ist, dann bekomme ich sogar eine freie Einäscherung. So geht Mitarbeiterbindung im Krematorium. Ich bin kurz davor, mir einen Zettel mit der Adresse auf die Stirn zu kleben, damit man weiß, wohin ich geliefert werden soll. Ich stelle mir vor, wie der Tod neben mir im Sitz hockt und sich weit über mich beugt, um auch aus dem Fenster schauen zu können. Sanft packe ich ihn an der Schulter, drücke ihn in seinen Sitz zurück, sage: »Jetzt nicht!« und bestelle mir einen Rotwein.

Später sitze ich im Verlag und überlege laut, ob ich zu Presseterminen vielleicht Totenkopfbonbons mitnehmen sollte. Meine Lektorin versucht einzuschätzen, wie viel Kilo Asche sie einmal ergeben wird. Der Verleger fragt mich, ob man die Toten in einem Sarg als Content bezeichnen kann, und der Programmleiter aus der Religion erzählt mir von seinem toten Hasen.

Besser kann es nicht werden!

Seit zwei Jahren arbeite ich nun im Krematorium. Täglich habe ich tote Körper in meiner Nähe, Totenasche zum Greifen nah und Bestatter in meinem Umfeld. Mehr Tod geht nicht. Von hier aus starte ich meine Suche nach dem, was *tot sein* in unserer Gesellschaft bedeutet, was mit unseren Körpern passieren kann, wo wir am Ende landen. Der Tod ist in der modernen Welt ein Thema des Körpers, denn dieser definiert in seinem Nichtfunktionieren den Zeitpunkt des Todes. Der Umgang mit dem Tod jedoch ist ein gesellschaftliches und vor allem ein fa-

miliäres Thema. Vielleicht wäre er weniger schrecklich, würden wir uns nicht so allein und ausgeliefert fühlen. Dieses Buch ist ein Plädoyer dafür, unsere Toten wahrzunehmen und anständig zu verabschieden. Und es ist eine Lebensbetrachtung vom Tode her. Denn wenn wir auf dem Sterbebett erkennen, was wirklich wichtig ist, ist es zu spät. Machen wir uns diese Gedanken also doch schon heute und setzen uns für eine Gesellschaft ein, die lernt, ihre Verstorbenen zu achten. Denn nur eine solche Gesellschaft achtet auch die Lebenden.

Meine Worte und Beschreibungen sind akut subjektiv, die Fakten oft abhängig von den Gesetzen des Bundeslandes, in dem ich lebe und arbeite, die Aussagen sind oft zugespitzt. Die Grundlage dieses Buches sind meine persönlichen Fragen zu einem der existenziellsten Bereiche unseres Lebens. Um sie zu beantworten, gehe ich dahin, wo der tote Mensch ist. Ich suche ihn beim Bestatter, in der Rechtsmedizin, auf dem Friedhof und in unserer Vorstellungswelt. Der Inhalt dieses Buches sind geschichtliche Betrachtungen und meine ganz persönlichen Erfahrungen und Ansichten. Es sind private und berufliche Erlebnisse, skurrile und vielleicht auch erschreckende Details, oberflächliche Beobachtungen und tief greifende Fragen. Der Tod ist eine ernste Sache, aber da er zweifelsohne kommen wird, schließe ich ihn in die Arme und betrachte ihn ganz genau. Und wenn mir danach ist, schnappe ich ihn und nehme ihn auch mal auf die leichte Schulter. Gönnen Sie es mir. Gönnen Sie es sich selbst.

VOM
ENDE
HER
GESEHEN

Sinn und Sein des Todes

*When he knocked on my door and entered the room
my trembling subsided in his sure embrace*

KYLIE MINOGUE & NICK CAVE,
WHERE THE WILD ROSES GROW

Der Tod ist überall und doch unsichtbar. *Überall* prangen Totenköpfe an den Kleidungsstücken. Sie sind zu einem beliebten Accessoire geworden, das etwas Rebellisches hat. Als Zeichen der Piraten steht dieses Symbol auch heute noch für eine gewisse Härte und Unangepasstheit. In der Fülle der mit den Knochenschädeln bedruckten Dinge, ja sogar Kindersitze mit Totenköpfen und Babystrampler sind erhältlich, ist die Todessymbolik allerdings gänzlich zum Modegag verkommen. Der schwarz gekuttete Gevatter Tod mit der Sense im Arm ist von einem Bild der künstlerischen Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit zu einer Comicfigur geworden, die inzwischen auch auf der Bühne steht und schlechte Witze auf seine eigenen Kosten macht. Der Tod ist in seiner medialen Darstellung abstrahiert, etwas Externes, in seiner realen Existenz hingegen ins Unsichtbare verbannt. Dennoch bleibt unumstößlich, dass wir sterben müssen. Früher starben vor allem junge Menschen, Säuglinge, Kinder, junge Mütter und Soldaten. Heute sterben vor allem alte Menschen. Während in Entwicklungslän-

dern eher Frauen sterben, weil sie stark benachteiligt werden, sterben in den modernen Gesellschaften die Männer eher als ihre Frauen. Es ist außerdem davon auszugehen, dass arme Menschen eher sterben als wohlhabende. Wie der Datenreport 2013 des Wissenschaftszentrums Berlin berechnete, sterben arme Männer circa elf Jahre früher als Topverdiener. Bei Frauen beträgt der Unterschied immerhin auch acht Jahre. Es ist also nicht so, dass der Tod die Ungleichheit zwischen den Menschen ausmerzt. Vielmehr setzen sich in ihm soziale Unterschiede fort. Doch wann ist ein Mensch eigentlich tot? In Traueranzeigen und auf Kondolenzkarten finde ich oft Sprüche, die besagen, dass jemand, an den man sich erinnert, nie wirklich tot ist. Auch wenn der Körper weg, wenn die materielle Realität eines Menschen vergangen ist, so bleibt er in unseren Gedanken und Herzen am Leben. Ärzte gehen davon aus, dass ein Mensch tot ist, wenn sein Gehirn keine Vitalität mehr zeigt. Diese Definition ist besonders vor dem Hintergrund von Organtransplantationen sehr umstritten. Wenn ein Angehöriger zu Hause stirbt, muss ein Arzt gerufen werden, der den Tod feststellt. Die Medizin bestimmt heute, was tot sein bedeutet.

Früher war ein Mensch tot, wenn er nicht mehr geatmet hat. Wenn der Spiegel, den man ihm über Mund und Nase hielt, nicht mehr beschlug. Heute haben medizinische und juristische Definitionen diese Eindeutigkeit abgelöst und das soziale Wissen um den Tod ist ver-

schwunden. Mediziner unterteilen den Tod in drei Phasen: Der klinische Tod ist eingetreten, wenn Atmung und Herzschlag aufgehört haben, eine Reanimation aber innerhalb von 10 Minuten noch möglich ist. Neben den Vitalfunktionen Atmung und Herzschlag fallen auch andere Reaktionen aus. So schließt das Augenlid bei Berührung nicht mehr und die Pupille reagiert nicht mehr auf Lichtreize. Durch das Anhalten des Herz-Kreislauf-Systems ist die Sauerstoffzufuhr zu den Organen nicht mehr gewährleistet, sodass diese nicht mehr funktionieren. Die Zellen des Gehirns sterben bereits nach zehn bis fünfzehn Minuten ab. Der Hirntod, als zweite Phase des Todes, tritt ein, wenn weiträumig Nervenzellen abgestorben sind und das Gehirn dadurch irreversibel zerstört ist. In diesem Zustand fällt der Mensch in ein Koma ohne Reizantworten, die Muskulatur erschlafft, die Pupillen weiten sich und die Atmung setzt aus. Der Mensch wird nach Abschluss der Hirntoddiagnose für tot erklärt. Die finale Phase, der biologische Tod, ist eingetreten, wenn sämtliche Funktionen des Körpers ausgeschaltet sind und die Verwesung beginnt. Er ist eindeutig an der Totenstarre und dem Erscheinen der Leichenflecken zu erkennen.

Dieser chronologische Ablauf der Todesphasen kann für eine gewisse Zeit aufgehalten werden. Durch Maschinen können Herzschlag und Atem aufrechterhalten bleiben, sodass der Mensch in einem irreversiblen Koma liegt, dem *coma dépassé*. Seit 1968 wird dieser Zustand als Hirntod bezeichnet, was auch die Kontroversen um die

Organentnahme beenden sollte. Für diese ist es nötig, nach dem Hirntod das Herz-Kreislauf-System und die Atmung künstlich aufrechtzuerhalten. Nur so können die Organe funktionsfähig gehalten und entnommen werden. Dieses rein biochemische, wissenschaftliche und auch technische Verständnis des Todes ist umstritten. Denn es stellt sich die Frage, ob wir nicht mehr sind, als Körperlichkeit, und ob wir wirklich tot sind, wenn doch unser Herz noch schlägt.

Um den Tod als Ende des weltlichen Daseins definieren zu können, muss man sich Gedanken darüber machen, wie man den Menschen an sich versteht. Wenn ich glaube, dass der Mensch nur ist, weil sein Körper funktioniert und Gedanken durch biochemische Prozesse möglich sind, dann ist der Tod das Ende allen Seins. Meine ich aber, dass die Seele als transzendentes, unfassbares Eigenes existiert und im Körper wohnt, dann wäre der Tod das Ende des Körpers und der Übergang der Seele in irgendetwas Anderes. In der Antike glaubte man fast ausnahmslos an die Existenz der Seele. Sokrates war davon überzeugt, dass die Seele eines Menschen in einem Baby wiedergeboren wird. Denn wo sonst sollten die neuen Seelen herkommen? Den Menschen erschien der Gedanke, dass etwas aus dem Nichts entsteht, vollkommen irrational. Menschen, die eine Nahtoderfahrung haben, berichten oft ähnlich von dem Verlassen des Körpers, dem Erscheinen eines Lichts und dem vollen Bewusstsein während dieser Phase so nah am Tod. Was ist die Seele?

Ist sie tatsächlich nur Chemie? Und wenn es so ist, warum geben wir uns damit zufrieden und bereichern uns nicht an dem Gedanken, dass wir mehr sind als bloße Reaktionen?

Es gibt keine Einheit des Todes mehr, keinen absoluten Punkt, an dem die Zeit stehen bleibt. Der menschliche Körper stirbt Stück für Stück. Auch die Person als Individuum geht dem finalen Tod in mehreren Schritten entgegen. Viele Menschen sterben zunächst den sozialen Tod, indem sie allein, ohne soziale Kontakte in ihren Wohnungen oder in Heimen dahinsiechen und nicht länger Teil der Gesellschaft, sondern nur noch abwartende Erdengäste sind. Die Vereinzelung der Menschen und die nachlassende Mobilität führen zu dem sozialen Tod im Alter oder in Krankheit. Aus gesellschaftstheoretischer Sicht kann man drei Arten des Sterbens und des Todes unterscheiden: den sozialen Tod, den psychischen Tod, der zum Beispiel bei Demenz eintritt, und den physischen Tod. In modernen Gesellschaften existieren diese drei Arten unabhängig voneinander. Der demente Alte im Heim kann psychisch tot sein, weil er nicht mehr er selbst ist und immer mehr einem Kleinkind gleicht. Damit einher geht oft auch sein sozialer Tod, in dem er zu einem Fall in einem Heim wird, der nur noch selten bis gar nicht Besuch bekommt. Der physische, körperliche Tod ist dann das Ende der Angelegenheit. In älteren Kulturen trat meist zuerst der körperliche Tod ein und der soziale Tod fand im Rahmen des Totenkultes erst danach statt.

Wenn wir den Tod heute nicht mehr als Übergang vom Leben in eine andere Sphäre betrachten, sondern er das definitive Ende unseres Seins darstellt, worin liegt dann der Sinn unseres Todes und vor allem unseres Lebens? Die Frage nach dem Sinn des Lebens kann ich nicht beantworten, doch den Sinn des Endes sehe ich darin, dass die Beschränkung unserer Lebenszeit diese zu einem kostbaren Gut macht. Und diese Zeit sinnvoll zu nutzen lernt man, wenn man sich der eigenen beschränkten Zeit bewusst ist. Uns fehlt es heute an einem übergeordneten Sinn. Wir geben uns weitestgehend sinnfreien Tätigkeiten und Beschäftigungen, Bedürfnissen und Sehnsüchten hin, die oft der Werbung und konstruierten Idealen entspringen. Unser Leben ist scheinbar unendlich und wir haben ewig Zeit, um Dinge auszuprobieren und aufzuschieben. Oft zugunsten einer Karriere oder der individuellen Lebensplanung. Doch auch, wenn wir uns darauf verstehen, Lebensphasen nach hinten zu schieben, können wir doch nicht die Zeit und den Tod betrügen. Frauen können mit vierzig Jahren Kinder bekommen und Männer mit über siebzig Jahren Kinder zeugen, doch sie werden weniger Zeit mit diesen Kindern haben, denn sie sind endlich. Inzwischen können Frauen ihre Eier einfrieren, um den Kinderwunsch zugunsten betrieblicher Tätigkeiten aufzuschieben. Dieses sogenannte *social freezing* ist absolut unsozial und entmenschlicht uns noch mehr, um uns für die Dienste des Wachstums frei zu halten. Und was machen wir Frauen, die schon Kinder haben? Wer-

den uns demnächst übergroße Kühlschränke zur Verfügung gestellt, in denen wir diese für ein paar Jahre einfrieren können? Und dann tauen wir sie wieder auf, wenn wir für die Karriere ausgedient haben. Aus unsinnigen Gründen schieben wir unsere Pläne auf. Doch das Leben ist jetzt und heute, der Tod kann jeden Tag kommen und er achtet nicht auf unsere Pläne. Meine Schwiegereltern redeten immer wieder davon, dass sie die Zeit nach der Arbeitsphase ihres Lebens so richtig genießen wollten. Doch als dann mein Schwiegervater in die Altersteilzeit ging, starb seine Frau und es gab keine gemeinsame Zukunft mehr. Die Zeit wartet nicht auf uns, sie läuft unaufhörlich weiter. Der Tod mag hinauszuschieben sein, doch er ist und bleibt sicher auch noch eine ganze Zeit unausweichlich. Welche Qualität hat unser Leben, wenn wir die Zeit nicht sinnvoll füllen, wenn wir versäumen, in die Tiefe zu gehen?

Ein schönes Ende

*And I find it kind of funny | I find it kind of sad,
the dreams in which I'm dying are the best I've ever had*

TEARS FOR FEARS, MAD WORLD

Auch wenn ich den Tod als biologisches Faktum für sinnvoll im Leben erachte, fällt es mir schwer, einen Sinn im Tod der Menschen zu sehen, die mir etwas bedeuten. Vor allem, wenn jemand zu jung stirbt. Als die Mutter meines Mannes zu Weihnachten vor fünf Jahren im Sessel neben dem geschmückten Baum saß, mit einem immer dicker werdenden Bauch und diesem Blick, der nach Abschied aussah, hatten wir alle noch keine Ahnung. Wenn ich heute an diese Szene unseres Familienlebens denke, hätte uns klar sein müssen, was los ist. Im Januar war der Weg ins Krankenhaus unausweichlich und die Diagnose folgte. Auch wenn wir nicht darüber nachgedacht hatten, hat es mich nicht überrascht. Sie hatte einen Tumor im Unterleib und Metastasen in Lunge und Leber. Vielleicht kamen die auch erst später hinzu, ich weiß es nicht mehr und es spielt keine Rolle. Bis zum Ende haben die Ärzte nicht wirklich herausgefunden, wo genau der sogenannte Primärtumor sitzt. Wahrscheinlich war er in den Eierstöcken. Mir war das egal, doch ihr Mann machte sich verzweifelt auf die Suche nach diesem Stück ihres Körpers. Immer wieder wollte er das geklärt wissen. Als wür-

de dieses Wissen neue Möglichkeiten der Problemlösung mit sich bringen. Vielleicht war da die Vorstellung, dass die Position des Feindes die Ärzte dazu befähigen könnte, gezielt zu schießen und das Miststück zu erledigen. Aber er war einfach zu gut getarnt.

Das Krebssterben fängt mit Veränderungen im Alltag an, die körperliche Schwäche und die Zurückgezogenheit der Seele sind Eindrücke, die bleiben.

Die blaue Mütze

Ich sehe sie auf dem Sofa sitzen, vor sich eine kleine weiße Plastiktüte mit Medikamenten, die angeblich helfen sollen. Die chemotherapeutischen Mixturen bekommt sie über einen Port, einen steten Zugang unter ihrer linken Schulter, im Krankenhaus. In der Tüte findet sie dann die Tropfen gegen die Übelkeit. Auf dem Tisch, über den sie kaum drübersehen kann – war sie schon immer so klein? –, liegen geöffnete und ungeöffnete Briefe, Rezepte, Arztschreiben, Prospekte, Zeitungen und ein paar von den Klatschzeitungen, die ich ihr immer mitbringe. Da denke ich, dass man sich, wenn nur noch wenig Zeit bleibt, mit den wichtigsten Dingen beschäftigen sollte, und bringe Frauenblätter mit, in denen sich über die Scheidungen in der Adelswelt ausgelassen wird. Und Kreuzworträtsel, die sind auch drin. Alles Inhalte, um die Zeit zu überbrücken, um sie kürzer werden zu lassen. Die Zeit, die sie noch hatte, musste sie immer warten – auf den nächsten Arzttermin, auf ihren Mann, auf neue Er-

gebnisse. Diese Zeit war ihr lang, die Zeiger waren so träge. Man konnte in der Luft die Linie erkennen, die ihre Augen vom Platz ihrer Couch bis zur Uhr über der Tür beschritten. Jeden Tag, jede Stunde, jede Minute – tick, tack, tick, tack. Die kurze Zeit war zu lang. Was für eine Ironie. Und in dieser nicht vergehenden Zeit wurden alltägliche Dinge zu den schwersten Schritten.

Eigentlich gehen Frauen zum Friseur, um sich schöner machen zu lassen, um sich für eine Feier frisieren zu lassen und um sich positiv zu verändern. Wenn eine Krebspatientin ihre Haare lässt, dann ist das sicher die schlimmste Inanspruchnahme einer Dienstleistung. Der Friseur, der zu uns zum Hausbesuch kam, war ein hüftschwingendes Klischee um die fünfzig. Überall in der Wohnung kann man schon die Haare meiner Schwiegermutter finden, sie sind lang und schwarz und sehr drahtig. Dem Haarausfall begegnen wir nun mit Haarvernichtung. Der Herr vom Fach zückt seine Schermaschine. Das Geräusch gleicht einem Rasenmäher, als er mit dem Gerät über ihren Kopf fährt. Sie sitzt auf einem Schemel im Badezimmer. Ich stehe vor ihr und sie sieht zu mir hoch. Mein Gott, war sie wirklich schon immer so klein? Kein Wort, während er sie schert, keine Träne, nur das Zittern ihrer Hand. Immer wieder sagt der Friseur, dass es so besser sei, denn nach und nach werden alle Haare ausfallen, in Büscheln, die weiße kahle Stellen auf der Kopfhaut hinterlassen würden. Ein Perückenkatalog liegt im Wohnzimmer bereit. Von der Wiederherstellung des

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Juliane Uhl

Drei Liter Tod

Mein Leben im Krematorium

Paperback, Klappenbroschur, 224 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-466-37131-0

Kösel

Erscheinungstermin: August 2015

Der Tod ist ein grausiges Thema. Wahlweise wird er mit gruseligen Leichen oder der ungeliebten eigenen Vergänglichkeit assoziiert. In Film und Fernsehen sind täglich Tote zu sehen, aber der richtige, der echte Tod, der uns erwartet, den nehmen wir nicht wahr. Das Thema vermeiden wir. Darüber spricht man nicht.

Juliane Uhl sieht das anders und schaut ganz genau hin. Die Soziologin arbeitet in einem Krematorium und hat mehr Tote um sich, als jeder Bestatter. In ihrem Buch, "Drei Liter Tod. Mein Leben im Krematorium", beschreibt sie, was tot sein in Deutschland bedeutet. Ihre Erfahrungen sind spannend, informativ, sehr emotional und manchmal auch witzig. Selten hat jemand so lebendig und klar über den Tod geschrieben. Es macht Spaß, dieses unterhaltsame und fesselnde Buch über das Lebensende zu lesen, es ergreift den Leser und nimmt ihn mit. Und eigentlich geht es nur um eines: um das Leben.

 [Der Titel im Katalog](#)